

Neu = Braunschweiger Zeitung.

Jahrgang 14.

Freitag, den 23. November 1866.

Nummer 52.

Notabens
Abonnement auf die N. B. Zeitung
von No. bis No.
für Herrn

Aus dem Tagebuche eines Arztes.
Die Entpflanzung des Trepanniten.

Einer meiner Patienten war ein wohlhabender Gutsbesitzer in der Nähe der Stadt, den ich mit Verschweigung seines eigentlichen Namens „Brand“ nennen will. Derselbe hatte sich erst kurze Zeit in der Gegend niedergelassen und führte ein höchst zurückgezogenes und einsames Leben, da er ein entschiedener Sonderling war und zum Theil deshalb von allen seinen Nachbarn gemieden wurde. Er ließ sich auch in der That nicht leugnen, daß seine ganze Erscheinung einen unheimlichen Eindruck machen mußte. Man dachte sich einen großen, mageren Mann mit einem starken Kopf, der über und über mit struppig rothen Haaren bedeckt war, während sein Gesicht durch eine große Narbe entstellt wurde. Diese auffallende Häßlichkeit wurde keineswegs durch sein Benehmen gemildert, da er in seinem ganzen Wesen etwas Raubdes, Eiskaltes und Menschenfeindes hatte. Ich selbst konnte mich des allgemeinen Vorurtheils nicht erwehren, obwohl er mir in der Unterhaltung als ein gebildeter und wohlwollender Mann erschien.

Dieser häßliche, fast widerig zu nennende Gutsbesitzer hatte merkwürdigerweise eine der schönsten und lieblichsten Frauen, denen ich in meinem Leben begegnet bin. Sie war eine jener sanften Blondinen, mit goldenen Haaren und blauen Taugenauge, aus denen die angeborne Herzengüte sprach. Ihre Bewegungen waren voll natürlichem Grazie, ihre Sprache klang wie Musik und ein eigentümlich süßes Lächeln verlieh ihr einen bezaubernden Reiz. Ihr Gatte trug sie, wie ich beobachtete, auf Händen und bewachte sie wie seinen Augapfel. Ich selbst war öfters Zeuge seiner Unruhe und Verzweiflung gewesen, wenn sie auch nur über das Geringste klagte. Jeder ihrer Wünsche war ihm ein Befehl, und während er gegen alle Welt zurückstehend und verzerrt erschien, zeigte er ihr gegenüber die innigste Liebe, die aufopferndste Hingebung. Auch sie war, so weit ich bemerken konnte, dankbar und voll Anerkennung für seine Zärtlichkeit und zuweilen mit ihrem Kopfe, obgleich ich mir darüber kein Urtheil zutraute, da das Herz einer Frau selbst dem erfahrensten Arzte ein wenig verschlossenes und unergreifliches Räthsel bleibt.

Da sie öfters kränkelte, so wurde ich zu Rathe gezogen, bei welcher Gelegenheit ich sie kennen lernte. Ihre häufigen Leiden waren nervöser Natur, und ich rief ihr deshalb mehr Bewegung in der freien Luft und Zerstreuung.

„Wo denken Sie hin, lieber Doctor?“ sagte sie mit ihrer sanften Stimme. „Mein Mann liebt die Gesellschaft nicht.“

„Aber ich halte es für notwendig, daß Sie mit Menschen mehr verkehren. Die Einsamkeit nützt nur Ihre Hypochondrie und reizt Ihre Krankheit. Ich werde deshalb mit Herrn Brand sprechen.“

„Thun Sie das nicht!“ bat die reizende Frau. „Sie werden ihn nur besorgt machen und betrüben.“

Trotzdem ließ ich mich nicht abhalten, meine Pflicht zu thun, indem ich ihm vorstellte, wie notwendig einige Zerstreuung für die leidende Frau sei.

„Wenn Sie dazu raten,“ sagte er mit mehr Häßlichkeit, als ich ihm zutraute, „so soll es meiner Frau nicht an der nöthigen Gesellschaft fehlen, obgleich ich, offen gestanden, kein Freund derselben bin. Oheim werde ich das Opfer bringen und mit ihr einige Besuche in der Nachbarschaft machen und auch zuweilen mit ihr in die Stadt fahren.“

Dies geschah auch, wie ich ersah, und die Welt war nicht wenig erheitert, als der menschliche Sonderling mit seiner schönen Frau hier und da eine nachträgliche Visite machte und Bekanntschaften in der Umgegend mit den andern Gutsbesitzerfamilien anknüpfte. So angenehm und liebendwürdig man aber seine reizende Gattin fand, so wenig süßlich sah die Leute zu ihm hingezogen, da er auch im persönlichen Verkehr den Eindruck seiner widrigen Erscheinung nicht zu verweilen vermochte. Trotzdem fanden sich einige Familien, mit denen Herr Brand in eine Art von freundschaftlichem Verkehr trat. Zu diesen gehörte vor allen eine verwitwete Generalin von Tannenberg, welche seine nächste Nachbarin war und die eine gewisse

Neigung für die sanfte Frau des Gutsbesitzers hatte und deshalb den ihr keineswegs zufälligen Mann gleichsam mit in den Kauf nahm.

Auch hier bewährte sich die Macht der Gewohnheit, indem die alte, ebenso gutmüthige wie sein gebildete Dame mit der Zeit den abstoßenden Sonderling ganz erträglich fand und sich gern mit ihm unterhielt, da er in der That gut unterrichtet war und es ihm nicht an Geist mangelte. Sie hörte jetzt auch auf, die sanfte Frau zu bedauern, um so mehr, als diese mit der größten Achtung und selbst mit Liebe von ihrem Manne sprach.

Die Generalin besah einen einzigen Sohn, der als Officier in der Armee seit Jahren lebte. Sie liebte ihn mit der größten Zärtlichkeit, obgleich der junge Herr ihr durch sein tolles und wüthes Leben schon manche trübe Stunde verursacht hatte. Er galt für einen der schönsten, aber auch der übermüthigsten Knaben der Hauptstadt und war wegen seiner galanten Abenteuer allgemein verhasst. Wie ich hörte, war er in Folge eines neuen Streiches nahe daran gewesen, seinen Abstieg zu erhalten. Seine Mutter war jedoch nach der Residenz geeilt und hatte durch ihre Fürbitte das ihm drohende Geschick noch abgewendet. Um ihn den schädlichen Einflüssen der Hauptstadt und dem Schaulaple seiner bisherigen Abenteuer zu entziehen, sollte er nach einer andern Garnison versetzt werden, die Zwischenzeit aber auf dem Lande bei seiner Mutter zubringen, zu welchem Zweck ihm ein längerer Urlaub erteilt worden war.

Auch in dem Hause des Herrn Brand zu dieser Zeit eine kleine, an sich unbedeutende Veränderung eingetreten. Bei einem meiner wiederholten Besuche fand ich daselbst ein junges Mädchen, das mir als eine entfernte Verwandte und die künftige Gesellschaft meiner Patientin, welche sich jedoch bedeutend erholt hatte, vorgestellt wurde. Derselbe hieß Mariane, und die feurige Brunette mit den frischen, rothen Lippen, schwarzen, brennenden Augen und etwas leuchtendem Wesen bildete in jeder Beziehung den Gegenpart zu der sanften Blondine. Immer heiter, frohlich und gut aufgelegt, schien sie mir ganz geeignet, einen wohlthätigen Einfluß auf die stille Gutsbesitzerin auszuüben, der sie außerdem in der Wirtschaft zur Seite stand. Ich war förmlich stolz auf die Umwandlung, welche ich mir zuschrieb, und freute mich, daß es mir gelungen war, den Sonderling gefälliger gestimmt zu haben. Auch Frau Brand schien mir Dank deshalb zu wissen, indem sie mit jedem Tage mir ein größeres Vertrauen schenkte und in mir noch mehr den Hausfreund als den Hausarzt schätzte.

Bald erzählte sie mir, was sie bisher nie gekannt, von ihrer Vergangenheit und ihren häuslichen Verhältnissen, von ihrer Jugendzeit und wie sie die Bekanntschaft ihres Mannes bei einer Gelegenheit gemacht, welche mir allerdings, wenn auch nicht ihre Liebe, doch ihre hohe Achtung für ihn vollkommen erklärte. Nach ihren Mittheilungen hatte ihr Gatte, der ein bedeutendes Vermögen besaß, ihren Vater vor einem schimpflichen Bankrott, ihre ganze Familie mit den größten Opfern vor dem Untergange bewahrt.

„Ich war damals noch ein Kind,“ sagte sie hinzu, „und wie alle Kinder, legte auch ich einen großen Werth auf äußere Schönheit. Bald aber gewöhnte ich mich an Brand's Erscheinung, die mir mit der Zeit vollkommen gleichgültig wurde. Je älter ich ward, desto besser lernte ich seinen Werth die Güte seines Herzens, die Bediegenheit seines Charakters kennen und verehren. Eine gewisse Traurigkeit, deren Grund ich in seinen bitteren Erfahrungen suchen möchte, erfüllte mich mit Mitleid für ihn, das ja, wie Sie wissen, mit der Liebe nahe verwandt ist. Als er daher mir seine Hand bot, reichete ich ihm die meinige aus innigster Neigung und mit dem Wunsche, ihn so glücklich zu machen, wie er es verdient.“

Trotz dieses offenen und, wie ich glauben durfte, wahrhaftigen Geständnisses, zweifelte ich doch an ihrem Glück, und die folgenden Ereignisse schienen mir nur zu sehr Recht zu geben. Einige Wochen später erhielt ich eine Einladung auf das Gut des Herrn Brand, wo zu meiner größten Verwunderung das in unserer Gegend gebräuchliche Erntefest ebenfalls gefeiert wurde. Unter der Anführung des Amtmanns, eines noch jungen Mannes, bewegte sich der Zug sämtlicher Knechte und Mägde nach dem Schloss, um die mit Vätern und Veltätern

geschmückte Krone dem Gutsbesitzer und seiner Frau zu überreichen. Der Amtmann hielt eine poetische Ansprache an Beide, worauf ein improvisirter Tanz das kleine Fest beschloß.

Unter den anwesenden Gästen bemerkte ich die Generalin mit ihrem Sohn, der allerdings den ihm vorangehenden Auf vollkommen rechtfertigte. Der Lieutenant war in der That ein ausgezeichnet schöner Mann, ein perfekter Tänzer und mit jener verführerischen Kühnheit ausgestattet, welche den meisten Frauen so gut gefällt. Wie in der That ein ausgezeichnet schöner Mann, ein perfekter Tänzer und mit jener verführerischen Kühnheit ausgestattet, welche den meisten Frauen so gut gefällt. Wie in der That ein ausgezeichnet schöner Mann, ein perfekter Tänzer und mit jener verführerischen Kühnheit ausgestattet, welche den meisten Frauen so gut gefällt. Wie in der That ein ausgezeichnet schöner Mann, ein perfekter Tänzer und mit jener verführerischen Kühnheit ausgestattet, welche den meisten Frauen so gut gefällt.

Ich selbst konnte nicht bis zum Ende bleiben. Deshalb ersuchte ich den mir bekannten Amtmann, den Wagen für mich anspannen zu lassen, indem ich mich bei ihm wegen der unwillkommenen Störung entschuldigte.

„D.“ entgegnete der junge Mann, „das hat nichts zu sagen. Ich wollte, daß die ganze Gesellschaft bald ein Ende hätte.“

„Ich dachte, daß Sie sich Gott weiß wie sehr amüsiren.“

„Ein schönes Amüsement!“ brummte der Amtmann. „Das ganze Jahr hat man sich auf das Erntefest gefreut, und nun kommt so ein Kerl und verdirbt einem den ganzen Spaß. Das Weibervolk reunt ja hinter ihm her, als wenn es verganzen wäre!“

Erst jetzt wurde es mir klar, daß auch der Pächter auf den schönen Lieutenant eifersüchtig war und zwar Marianens wegen, die der junge Mann in sein Herz geschlossen und auf die er wohl ernsthafte Absichten haben mochte.

Bei meinem nächsten Besuche auf dem Gute fand ich das ganze Haus in einer auffallenden Verwirrung; Herr Brand blickte noch finsterner und unheimlicher, als gewöhnlich, seine Frau hatte einen Rückfall ihres früheren Nervenleidens, und die fröhliche Mariane begegnete mir mit vom Weinen gerötheten Augen. Als ich mit meiner Patientin allein war, erzählte sie mir unangefordert, daß es wegen des schönen Lieutenanten zu ärgerlichen Austritten gekommen sei. Derselbe hatte, nach ihren Mittheilungen, mit Mariane ein Verhältniß angeknüpft und das eitle, unersahrene Mädchen überredet, ihm ein Rendezvous zu geben. Der eifersüchtige Amtmann, der Mariane wirklich leidenschaftlich liebte und ihr auf Schritt und Tritt nachsah, hatte das Stellidien dem Gutsbesitzer verrathen und dieser deshalb den Officier zur Reide gestellt. Beide gerieten bei dieser Gelegenheit so hart aneinander, daß Herr Brand ihm den Besuch seines Hauses verbot und jeden Umgang mit der Familie der Generalin abbrach. Auch der Amtmann war in Folge dieser Vorfälle entlassen worden und Mariane von demselben Geschick bedroht.

Nur auf die dringenden Bitten und Vorstellungen seiner sanften, guten Frau hatte Herr Brand ihr vergeben und eingewilligt, sie noch ferner in seinem Hause zu dulden.

Leider gelangte diese Geschichte mit den gewöhnlichen Entstellungen und Uebertreibungen bald in die Öffentlichkeit und wurde von Neuem das laum zum Schweigen gebrachte Vorurtheil gegen den häßlichen Brand. Merkwürdigerweise wurde nicht dem übermüthigen Officier, der ein junges, unersahrendes Mädchen zu verführen gesucht hatte, sondern dem Gutsbesitzer, welcher nur die Ehre seines Hauses wahren wollte, alle Schuld beigemessen. Allgemein glaubte man auch, daß das Verhältniß des Lieutenanten mit Mariane nur ein Vorwand wäre, um seine eigene Eifersucht zu verbergen, daß nicht diese, sondern die sanfte Frau das Zerwürfniß mit der Generalin und ihrem Sohn herbeigeführt und Brand zu dieser Trennung gegeben habe. Auch über den Streit selbst waren die verschiedensten Gerüchte verbreitet, wonach Herr Brand die furchtbarsten Drohungen gegen den Lieutenant ausgesprochen und ihm blutige Rache geschworen haben sollte.

Obgleich die Mittheilungen meiner Patientin ganz anders lauteten, war ich doch

mehr geneigt, der öffentlichen Stimme glauben zu schenken, da dieselbe meinen eigenen Beobachtungen entsprach, behielt jedoch meine Ansicht für mich. Im Stillen freute ich mich, daß die Sache ein solches Ende genommen hatte, da Herr Brand keineswegs ein Mann zu sein schien, der in solchen Dingen Späß verstand, und ich ihm bei seiner mir nur zu bekannten Eifersucht das Schlimmste zutraute.

Eines Tages erhielt ich die Aufforderung, mich schleunigst nach dem Schlosse des Herrn Brand zu verfügen. Zugleich theilte mir der Bote mit, daß sich daselbst ein großes Unglück ereignet habe. Aus seinem verworrenen Reden konnte ich nur entnehmen, daß es sich um eine schwere Verwundung, wo nicht gar um einen Mord handelte. Ich fand das ganze Haus in der größten Zerstörung und Bestürzung. Herrn Brand selbst als Gefangenen, bewacht von einigen Gensdarmen, seine Frau in den bestigsten Krämpfen. Ein bereits anwesender Polizeibeamter forderte mich auf, die Wunden des Lieutenanten von Tannenberg zu untersuchen und dem Bewußtsein und in seinem Blute schwimmend vor wenigen Stunden, nach Mitternacht, in der Nähe des Schlosses gefunden habe.

Niemand zweifelte, daß hier ein schweres Verbrechen begangen und kein Anderer als Herr Brand der Thäter sei.

Ausgestreckt auf seinem blutigen Lager, bleich und entstellt, lag der schöne, junge Mann, der mir noch vor wenig Wochen als ein Bild des frischen Lebens und der übermüthigen Jugend erschienen war. Zu seinen Füßen sah seine ebenfalls herbeigerufene Mutter, welche mich mit dem tiefsten Mitleid erfüllte. Ihre feinen Züge verriethen den höchsten Schmerz, während in ihren thränenlosen Augen die unheimliche, düstere Gluth der Rache loderte. Reiz näherete ich mich dem Kranken, der nur durch ein schwaches, unterbrochenes Athmen ein kaum bemerkbares Lebenszeichen von sich gab. Bei meiner genaueren Untersuchung entdeckte ich am Kopfe eine Schußwunde; die Kugel mußte nach meinem Dafürhalten in das Gehirn gedrungen sein, weshalb mir die Verlegung tödtlich erschien und keine Hoffnung auf Genesung zuließ.

Der anwesende Polizeibeamte forderte mich auf, mein ärztliches Gutachten, so wie meine Kenntniß von dem ganzen Vorfall zu Protokoll zu geben. Letztere beibrachte ich natürlich nur auf meine Wahrnehmungen aus früherer Zeit, wobei ich nicht verschweigen konnte und wollte, was ich über den Streit zwischen dem Lieutenant und dem Angeklagten wußte. Außer mir wurden noch einige Zeugen vernommen, verschiedene Bewohner des Hauses und der Schaffner des Gutes, dessen Aussagen besonders gravirend waren. Derselbe bekundete, daß er, durch das Willen des Hofbundes genöthigt und aufmerksam gemacht, gegen Mitternacht aufgefunden sei, indem er einen Einbruch von Tannen in das Schloß besüchtete. In der Nähe desselben bemerkte er im Mondenschein deutlich eine dunkle, in einem Soldatenmantel gehüllte Gestalt zwischen den Bäumen des Parks schleichen. Er sah jedoch nicht näher kommen, war ihm ein Anderer, in dem er den Gutsbesitzer zu erkennen glaubte, zuvorgekommen. Beide Männer waren bald in einen Kampf verwickelt, ein Schuß fiel an sein Ohr und zugleich sank der Erste zu Boden, während sein Gegner zwischen den Gebüsch plötzl verschwand. Der ganze Vorfall hatte kaum einige Minuten gedauert, und als er jetzt erschrocken hinzueilte, fand er den Lieutenant in seinem Blute. Auf sein Schreien um Hülfe und wiederholtes Pochen öffnete sich die Thür des Schlosses, aus der ihm der Gutsbesitzer, vollkommen angekleidet und mit einem Revolver bewaffnet, entgegentrat. Andere Zeugen bestätigten und verklärten noch diese Aussage des Schaffners durch ihre Wissenschaft, ohne jedoch etwas Erdrückendes aus eigener Beobachtung hinzuzufügen.

Nachdem der Beamte sein vorläufiges Protokoll geschlossen hatte, forderte er die Angeklagten auf, der seine Unschuld wiederholt behauptete, den bereitstehenden Wagen zu besteigen und ihm nach dem Stadthaus zu folgen. Ich selbst blieb noch zurück, um für die unglückliche Frau und den verwundeten Sohn zu sorgen. Da die Generalin durchaus ihren Sohn nicht länger unter dem verhassten Dache dulden wollte, so wurde eine Tragbahre herbeigeführt und der fast sterbende Officier unter meiner Leitung auf diese Weise nach dem Schlosse seiner Mutter transportirt. Seine fernere Be-

handlung, wenn von einer solchen noch die Rede sein konnte, übernahm der mir befreundete Hausarzt der Generalin.

Alle Welt war von Brand's Schuld überzeugt, nur nicht seine Frau, welche ihn allein von jedem Verdachte freisprach und ihm in seinem Unglück eine seltene Treue und Opferfähigkeit bewies, so daß ich an ihrer Liebe für ihn und ihrer Unschuld in Bezug auf den Lieutenant nicht länger zweifeln konnte. Sie war, sobald sie sich erholt hatte, in die Stadt gezogen, um ihrem Manne näher zu sein. So oft es ihr gebräut war, besuchte sie ihn in seinem Gefängnisse; auch ließ sie kein Mittel unverweilt, um ihn zu befreien. Eine bedeutende Summe, die sie zu diesem Zwecke anbot, wurde jedoch nicht angenommen, da der Untersuchungsrichter das allgemeine Vorurtheil gegen den Angeklagten mehr oder minder zu theilen schien. Unter solchen Verhältnissen ließ sich fast mit Gewißheit annehmen, daß ihn die Geschworenen schuldig finden würden. Für diesen Fall hatte Brand eine lebenslängliche Zuchthausstrafe, wenn nicht gar den schimpflichen Tod durch das Beil des Henkers zu erwarten.

Einige Wochen vor der öffentlichen Schenkergerichtsverhandlung, in welcher der Fall zur Verhandlung kommen sollte, besuchte mich der Hausarzt der Generalin und machte mir eine interessente Mittheilung über den Zustand des verwundeten Officiers. Dieser war wider Erwarten noch immer am Leben, aber in fortwährender Todesgefahr, weshalb mich mein Colleague aufforderte, den Patienten zu sehen und an einem Consilium über ihn theilzunehmen, zu dem auch ein berühmter Operateur und Wundarzt aus der Residenz berufen war.

Zur festgesetzten Stunde begab ich mich nach dem Schlosse der mir bekannten Generalin, wo ich bereits den Geheimrath und den Hausarzt vorfand. Wir traten in das dunkle Krankenzimmer, um den jetzigen Zustand des Patienten genauer zu untersuchen. Derselbe bot in der That ein eben so trauriges als wunderbares Bild dar, wie es gewiß nur selten dem Arzte vorkommen mag. Das Bewußtsein fehlte fast gänzlich und äuferte sich höchstens in thierischen Trieben; die rechte Seite war vollständig gelähmt, ebenso die Zunge, die nur unverständliche Töne zu fallen vermochte. Der Kranke konnte weder seine Mutter, noch seine übrige Umgebung; er lag den größten Theil des Tages mit halbgeschlossenen Augen in dumpfer Betäubung vor sich hindämmend. Sein Gesicht war lebenselastisch und gedunnen, der Körper im höchsten Grade abgemagert.

Nachdem die Untersuchung beendet war, zogen wir uns in das anstoßende Zimmer zurück, um uns über den eigenthümlichen Fall zu berathen. Es war kein Zweifel, daß die noch im Gehirn stehende Kugel und vielleicht vorhandene Knochen splitter oder Eiteransammlungen einen Druck auf das Organ ausübten und die Lähmung verursachten. Die Hauptfrage war nur die, ob unter diesen Umständen eine so verpöbelte Operation zu rechtfertigen wäre. Der berühmte Operateur war dafür und erzählte von einigen, wenn auch höchst seltenen Fällen, wo dieselbe unter ähnlichen Verhältnissen glücklich war. Ich selbst stimmte ihm bei und auch der Hausarzt gab schließlich nach, obgleich er anfänglich sich dagegen erkärt hatte.

Es handelte sich nur noch darum, die Einwilligung der verweselten und unglücklichen Mutter zu erlangen, der wir nicht die große Gefahr einer solchen Operation verschwiegen.

„Thun Sie,“ sagte diese, „was Sie vor Ihrem Gewissen verantworten können. Besser, daß mein Sohn stirbt und von seinen Qualen erlöset wird, als daß er in diesem traurigen Zustande fortlebt.“

Da der Geheimrath die nöthigen Instrumente zur Hand hatte, so wurde sofort von ihm an die Ausfuhrung gegangen. Bekanntlich gehört die sogenannte Trepanation oder Eröffnung der Schädeldöhle, wenn auch nicht zu den schwierigsten, doch zu den gefährlichsten und mühevollsten Operationen. Es wird dabei mittelst einer Art von kreisförmiger Säge, die man durch einen besonderen beiderseitigen Apparat in Bewegung setzt, ein rundes Knochenstück herausgeschnitten, vorwärts herausgehoben und die darunter befindliche „harte Hirnhaut“ bloßgelegt und eingeschnitten. Mit großer Geschicklichkeit vollbrachte der berühmte Operateur diese verschiedensten Manipulationen, wobei ich ihm zu assistiren die Ehre hatte. Während der ganzen Zeit gab der arme Patient keinen Laut, kein Zeichen von Empfindung, so daß er zu seinem Glück ganz gefühllos zu sein und den sonst furchtbaren Schmerzen kaum zu spüren schien.

Nach Verlauf einer Viertelstunde, die mir eine Ewigkeit dünkte, war das betreffende Knochenstück in der Größe eines Tagelohers herausgeschnitten und entfernt, so daß man unter der bläulichen Haut das Gehirn durchschimmern und das Gehirn und Senken desselben bei jeder Athembewegung des Kranken deutlich bemerken konnte. Ein Schnitt in der Richtung der Wunde, von der sicheren Hand des Operateurs geführt, deckte jetzt den inneren, schmalen Schädelkanal auf, in welchem die mit größter Vorsicht eingelagerte Sonde die noch darin verweilende Kugel nachwies. Erst jetzt kam der schwierigste Theil der ganzen Aufgabe, die Entfernung derselben durch die Kugelsäge. Wieder Erwarten gelang die Auffindung und Herausziehung in überraschend schneller Zeit; einige Knochen splitter, welche ebenfalls die Sonde veranlaßt hatte, wurden mit denselben Geschicklichkeit glücklich herausgezogen und entfernt. Zugleich fand eine nicht allzu bedeutende Entleerung von Eiter und schwarzem halbgeronnenem Blute statt, worauf die Wunde wieder vorsichtig geschlossen und mit dem vorgeschriebenen Verbaude bedeckt und geschützt wurde.

Wenig nach der Operation wurde der Kranke in sein Bett zurückgebracht und ihm ein Kessel Wein eingespöht. Sichtlich zeigte sich ihm, trotzdem er sehr erschöpft war, das Wiedererwachen des Bewußtseins; auch schien die Empfindung zurückgekehrt zu sein, da er von Zeit zu Zeit einen tiefen, schmerzlichen Seufzer ausstieß und mit seiner linken Hand nach dem Kopfe griff, um den wachsenden ihm lästigen Verband zu entfernen. Tropfenweise der Geheimrath wenig oder gar keine Hoffnung, da das Weib schon zu lange Zeit gedauert hatte und in Folge des neuen Eintriffs des blutigen Blutabflusses und drohende Gehirnveränderung zu befürchten standen. Auf Witten der bekümmerten Mutter blieb der berühmte Arzt, der in der Residenz erwartet wurde, noch bis zum nächsten Morgen, um den Patienten zu beobachten. Da in dem Zustande keine wesentliche Veränderung eingetreten war, so reiste er ab, nachdem er noch einige Anordnungen getroffen und dem Hausarzt mit mir zusammen die fernere Behandlung übertrugen hatte.

Einige Tage vergingen in Furcht und Erwartung. Das Wundheilen hatte sich eingestellt, aber im Ganzen einen milderen Verlauf genommen, als wir geglaubt, was das Weibliche geschwunden war, schlug der Kranke zum ersten Mal wieder die sonst immer halb geschlossenen Augen auf. Auch die Sprache war zurückgekehrt und mit ihr allmählich das lang vernünftige Bewußtsein.

Wir durften Hoffnung schöpfen, wenn auch die Gefahr noch keineswegs beseitigt schien.

Unterwegs war der Termin für die nächste Schenkergerichtsverhandlung berangrückt. Noch immer schmerzte der angeklagte Brand in seinem Gefängnisse, obgleich seine Lage sich dadurch einigermassen günstiger für ihn gestaltet hatte, daß sein Geiger noch am Leben war, wenn auch die Aussicht auf seine Erhaltung und Genesung noch immer zweifelhaft werden mußte. Das Gericht hatte von diesem Umstande Notiz genommen und ein Gutachten bei mir eingeholt, ob der Kranke zurechnungsfähig und überhaupt befähigt wäre, als Hauptzeuge gegen den Angeklagten vernommen zu werden.

Nach einer genaueren Untersuchung und Berathung mit meinem Collegen mußte ich beide Fragen bejahen; in Folge dessen sich der Untersuchungsrichter in meiner Begleitung nach dem Schlosse der Generalin begab, da die Nähe eines ärztlichen Besandes bei der noch vorhandenen Schwäche des Patienten dringend geboten war. In unserer Gegenwart bereitete die Generalin ihren Sohn vorsichtig auf den Zweck unserer Erscheinung vor. Anfänglich schien er nicht recht zu begreifen, wovon die Rede war, und nach aber wendete unsere Fragen sein nur schlummerndes Gedächtniß. Seine Erinnerungen wurden immer lebhafter, seine Antworten klarer und bestimmter. Wir selbst und vor Allen seine Mutter erwarteten mit der höchsten Spannung sein so wichtiges Zeugniß und die Bestätigung unserer Ansicht von der Schuld des Angeklagten.

„Was wollten Sie,“ fragte ihn der Richter nach einigen einleitenden Worten, „in jener Nacht auf dem Schlosse des Herrn Brand? Ich fordere Sie auf, die Wahrheit zu reden, da Sie Ihre Aussage später beschwören müssen.“

„Ich war damals noch ein Kind,“ sagte sie hinzu, „und wie alle Kinder, legte auch ich einen großen Werth auf äußere Schönheit. Bald aber gewöhnte ich mich an Brand's Erscheinung, die mir mit der Zeit vollkommen gleichgültig wurde. Je älter ich ward, desto besser lernte ich seinen Werth die Güte seines Herzens, die Bediegenheit seines Charakters kennen und verehren. Eine gewisse Traurigkeit, deren Grund ich in seinen bitteren Erfahrungen suchen möchte, erfüllte mich mit Mitleid für ihn, das ja, wie Sie wissen, mit der Liebe nahe verwandt ist. Als er daher mir seine Hand bot, reichete ich ihm die meinige aus innigster Neigung und mit dem Wunsche, ihn so glücklich zu machen, wie er es verdient.“

Trotz dieses offenen und, wie ich glauben durfte, wahrhaftigen Geständnisses, zweifelte ich doch an ihrem Glück, und die folgenden Ereignisse schienen mir nur zu sehr Recht zu geben. Einige Wochen später erhielt ich eine Einladung auf das Gut des Herrn Brand, wo zu meiner größten Verwunderung das in unserer Gegend gebräuchliche Erntefest ebenfalls gefeiert wurde. Unter der Anführung des Amtmanns, eines noch jungen Mannes, bewegte sich der Zug sämtlicher Knechte und Mägde nach dem Schloss, um die mit Vätern und Veltätern

geschmückte Krone dem Gutsbesitzer und seiner Frau zu überreichen. Der Amtmann hielt eine poetische Ansprache an Beide, worauf ein improvisirter Tanz das kleine Fest beschloß.

Unter den anwesenden Gästen bemerkte ich die Generalin mit ihrem Sohn, der allerdings den ihm vorangehenden Auf vollkommen rechtfertigte. Der Lieutenant war in der That ein ausgezeichnet schöner Mann, ein perfekter Tänzer und mit jener verführerischen Kühnheit ausgestattet, welche den meisten Frauen so gut gefällt. Wie in der That ein ausgezeichnet schöner Mann, ein perfekter Tänzer und mit jener verführerischen Kühnheit ausgestattet, welche den meisten Frauen so gut gefällt. Wie in der That ein ausgezeichnet schöner Mann, ein perfekter Tänzer und mit jener verführerischen Kühnheit ausgestattet, welche den meisten Frauen so gut gefällt.

Ich selbst konnte nicht bis zum Ende bleiben. Deshalb ersuchte ich den mir bekannten Amtmann, den Wagen für mich anspannen zu lassen, indem ich mich bei ihm wegen der unwillkommenen Störung entschuldigte.

„D.“ entgegnete der junge Mann, „das hat nichts zu sagen. Ich wollte, daß die ganze Gesellschaft bald ein Ende hätte.“

„Ich dachte, daß Sie sich Gott weiß wie sehr amüsiren.“

„Ein schönes Amüsement!“ brummte der Amtmann. „Das ganze Jahr hat man sich auf das Erntefest gefreut, und nun kommt so ein Kerl und verdirbt einem den ganzen Spaß. Das Weibervolk reunt ja hinter ihm her, als wenn es verganzen wäre!“

Erst jetzt wurde es mir klar, daß auch der Pächter auf den schönen Lieutenant eifersüchtig war und zwar Marianens wegen, die der junge Mann in sein Herz geschlossen und auf die er wohl ernsthafte Absichten haben mochte.

Bei meinem nächsten Besuche auf dem Gute fand ich das ganze Haus in einer auffallenden Verwirrung; Herr Brand blickte noch finsterner und unheimlicher, als gewöhnlich, seine Frau hatte einen Rückfall ihres früheren Nervenleidens, und die fröhliche Mariane begegnete mir mit vom Weinen gerötheten Augen. Als ich mit meiner Patientin allein war, erzählte sie mir unangefordert, daß es wegen des schönen Lieutenanten zu ärgerlichen Austritten gekommen sei. Derselbe hatte, nach ihren Mittheilungen, mit Mariane ein Verhältniß angeknüpft und das eitle, unersahrene Mädchen überredet, ihm ein Rendezvous zu geben. Der eifersüchtige Amtmann, der Mariane wirklich leidenschaftlich liebte und ihr auf Schritt und Tritt nachsah, hatte das Stellidien dem Gutsbesitzer verrathen und dieser deshalb den Officier zur Reide gestellt. Beide gerieten bei dieser Gelegenheit so hart aneinander, daß Herr Brand ihm den Besuch seines Hauses verbot und jeden Umgang mit der Familie der Generalin abbrach. Auch der Amtmann war in Folge dieser Vorfälle entlassen worden und Mariane von demselben Geschick bedroht.

Nur auf die dringenden Bitten und Vorstellungen seiner sanften, guten Frau hatte Herr Brand ihr vergeben und eingewilligt, sie noch ferner in seinem Hause zu dulden.

Leider gelangte diese Geschichte mit den gewöhnlichen Entstellungen und Uebertreibungen bald in die Öffentlichkeit und wurde von Neuem das laum zum Schweigen gebrachte Vorurtheil gegen den häßlichen Brand. Merkwürdigerweise wurde nicht dem übermüthigen Officier, der ein junges, unersahrendes Mädchen zu verführen gesucht hatte, sondern dem Gutsbesitzer, welcher nur die Ehre seines Hauses wahren wollte, alle Schuld beigemessen. Allgemein glaubte man auch, daß das Verhältniß des Lieutenanten mit Mariane nur ein Vorwand wäre, um seine eigene Eifersucht zu verbergen, daß nicht diese, sondern die sanfte Frau das Zerwürfniß mit der Generalin und ihrem Sohn herbeigeführt und Brand zu dieser Trennung gegeben habe. Auch über den Streit selbst waren die verschiedensten Gerüchte verbreitet, wonach Herr Brand die furchtbarsten Drohungen gegen den Lieutenant ausgesprochen und ihm blutige Rache geschworen haben sollte.

Obgleich die Mittheilungen meiner Patientin ganz anders lauteten, war ich doch

